Jean Gossées Geheimnis.

Von **Kasimir Edschmid.**

[illegible]

. . . Mann passiren. Als der Schutzmann im Galopp vom Boulevard aus rufend ankam, vielleicht drei Minuten später, waren über zweihundert Menschen um den Mann herumgelagert und die Häuserfronten waren mit Gesichtern besät. In großen Haufen quoll immer mehr Gesindel aus den engen Gassen und zog Kreise um die Sensation wie Motten um ein Licht. Eine Anzahl junger Burschen sangen einen Gassenhauer, überschrien in wilden Takten den Mann und ließen die Stimmen plötzlich so herunterfallen, daß das Geschrei des Schwarzgekleideten eine Zeitlang auf ihrem Pianissimo auf und ab zappelte, bis sie stellaufsteigend es wieder ganz mit ihrem rauhen Gesang zudeckten. Ein paar Weiber suchten in diesen Intervallen ihn durch Stoßen und heimliches Kneifen und Petzen zu immer spitzeren und heftigeren Schmerzensausbrüchen zu bringen; die von den Fenstern munterten auf und die Menge applaudirte in brüllendem Vergnügen.

Als der sergeant de ville mit seinen gewaltigen Schultern den Trupp durchbrach, mit seiner fast doppelt so breiten und wohl zwei Köpfe größeren Figur den Mann am Arm packte und ihm in's Ohr schrie, so wie ein großes Mädchen seine Gliederpuppe anfährt, und sich seine Stimme wie Oel auf den Lärm der Menge legte, die neugierig aufhorchte, hielt der Mann plötzlich ein und antwortete, wenn auch seine Stimme zerrissen hin und her irrte und ihn manchmal ein Thränenkrampf überschüttete: daß er als garçon de recette des Crédit Lyonnais, beladen mit einer großen Summe, eine bedeutende Geldsendung abzugeben hätte und daß sie ihm in dem Hause 213 Rue St. Jacques (er deutete mit einem scheuen Blick hinüber) geraubt worden sei.

Sofort brach die Bande in Johlen aus, der Polizist fuhr gelassen ausholend mit seinem Knüppel die Reihe der Schienbeine der Nächststehenden ab, ergriff den Arm des Beraubten und zog ihn fort, während die Menge rasch nach zwei Seiten auseinanderklappte und sich dann dem Zug anschloß. Unterwegs kamen noch ein paar andere Schutzleute hinzu, sie umgaben die Eskorte und ein paar hundert Passanten, Apachen und Weiber folgten dichtgedrängt und auf- und abschwellend durch die engen Gassen wie schwere geschüttelte Frachtkähne einem flotten Ziehdampfer. Am Pantheon angekommen, zerstreute sich die Menge pfeifend etwas, die Schutzleute zogen ihren Gefangenen in das Wachtlokal, der sich verzweifelt und fast stürzend di. Hände an die Schläfen preßte.

Die sergeants de ville stellten sich steif in den Hintergrund, der Schwarze hielt sich geknickt an der Barriere, während der Polizist, der ihn verhaftet hatte, im Nebenzimmer Rapport erstattete. Ein noch junger Mann mit schwarzem, gepflegtem Spitzbart und geistreichem Gesicht trat heraus, nahm gelassen Platz und schrieb eine Weile, während es ganz still ward. Plötzlich fragte er, ohne aufzusehen:

„Sie heißen?"
„Jean Gossée . . ."
„Nationalität?"
„Belgier."
„Wohnen?"
„47 Rue des Pompiers."
„Alter?"
„Sechsunddreißig."

Der Kommissär hob den Kopf, überflog die Figur, sagte: „Ah . . .!" und fragte weiter: „Ihre Papiere, bitte!", wobei er weiterschrieb und dabei die linke Hand ein wenig ausstreckte. Als er nach einiger Zeit noch immer nicht den Druck der Papiere darauf spürte, sah er zum zweiten Male auf und sah, wie Jean Gossée immer von neuem die Rocktaschen durchwühlte und dann verzweifelt mit der Hand in die Brusttasche stieß.

„Fehlt alles?" fragte der Kommissär.

„Alles", sagte Jean, „mein Portefeuille mit den Briefen . . .", er sog die Luft pfeifend mit Nase und Mund ein und ein Ton zitterte in seiner Gurgel. „Die Briefe . . ." Der Kommissär schien den Ausbruch und Ausdruck irgendwelcher menschlicher Beziehungen umgehen zu wollen und fragte: „Das Taschentuch?"

Jean Gossée stülpte die Taschen um. Graues Futter. Sonst nichts. Die Thür flog auf, ein Auto knatterte draußen und die Thür dämpfte im Schließen ein paar Pfiffe und Rufe, deren abgerissenes Ende nun wie aus einer tiefen Ferne klang.

Ein Direktor des Crédit Lyonnais, von der nächsten Filiale herbeigeholt, war eingetreten, den Zylinder ein wenig lüftend, die blonden Favorits leise bewegt, die [illegible]

. . . dem er Geldgeschäfte erledigte; nach dem Tod des Grafen sei er von der Bank übernommen worden, die viel in Rapport mit ihm gekommen sei während einiger schwieriger Transaktionen, die er für den Grafen erledigt hatte. Er wollte sich jedoch verbessern und wurde auf Grund seiner Zeugnisse, als er nach Paris kam, vom Crédit engagirt.

Indem der Kommissär dies alles notirte, nach Jahreszahlen und Daten fragte und noch einmal den Direktor genau interpellirte, ob die Papiere Gossée's mit seinen Angaben kongruent gewesen seien, worauf der Direktor leicht indignirt, und indem er den Kopf hochhebend und die Stirn faltend den Bart durch die gelbbehandschuhten Hände rauschen ließ, mit „offenbar!" geantwortet hatte . . ., und indem Gossée, ruhiger geworden, exakt darauf Antworten gab, konnte der Direktor schließlich nicht mehr an sich halten. Er fing an, stark zu gestikuliren und dem Kommissär vorzuwerfen, daß er doch endlich einmal anfange, über den Fall der Beraubung Klarheit zu bringen.

Der Kommissär lächelte, telephonirte rasch, lächelte wieder und sagte: „Monsieur, das scheint mir das Unwesentlichste der ganzen Untersuchung." Er tippte leicht auf den Tisch, fixirte Gossée und sagte: „Gossée ist mit den hundertfünfzehntausend Francs in der Tasche unterm Arm eingetreten, hat nach einem Herrn beim Concierge gefragt, ist in das bezeichnete Zimmer eingetreten und hat im selben Augenblick die Besinnung verloren." Die Thür klinkte auf, der Kommissär wandte sich an den Direktor: „Da haben wir schon . . .", brach aber verwundert ab, denn es war nur ein Knabe, der Gossée's Schildmütze brachte. „Ich dachte, es sei der Arzt," lächelte der Kommissär; Gossée nickte mit dem Kopf nach vorn und fuhr sich manchmal wie in höchstem Entsetzen an die Stirn. Der Direktor war still geworden und wartete. Dann läutete es draußen. Der Arzt, ein junger, eleganter Mensch, trat ein. Gossée zitterte am ganzen Körper. „Es ist unnöthig," rief er. Der Kommissär achtete kaum darauf. „Ist eine Totaluntersuchung nöthig?" meinte der Arzt. „Unnöthig", erwiderte der Kommissär; „Sie sollen nur meine Erzählung komplettiren! Ich werde das Resultat Ihrer Untersuchung bereits im voraus protokolliren."

„Wo haben Sie Schmerzen?" fragte der Arzt. Gossée rasch: „Am Kopf". Der Kommissär schrieb einige Zeilen und reichte sie dem Direktor, während der Arzt manipulirte. Nach wenigen Minuten erklärte er, daß der Patient durch einen Schlag von hinten über die linke Schläfe, vermuthlich mit einem elastischen Gegenstand, fast sicher mit einem Sandsack, ohnmächtig geworden sei. Eine entsprechende Pression befinde sich an der linken Kopfseite. Der Kommissär bat lächelnd den Direktor, das Protokoll zu verlesen: „. . . und scheint durch einen Schlag mit einem Sandsack die Besinnung verloren zu haben." Gossée zitterte noch, schien aber wie befreiter. Der Kommissär erklärte dem verblüfften Direktor, daß dies lediglich eine Folge der Praxis sei. Er packte mit beiden Händen einen Stoß Akten: „Sie alle haben am Schluß diese gleiche Wendung," lächelte er. „Gossée hat natürlich geradesowenig den Thäter erkannt wie die anderen beraubten Garçons. Wir werden also Numero Siebzehn im Hause 213 Rue St. Jacques beginnen mit den Untersuchungen. Ich werde Sie orientiren," wandte er sich zu dem Direktor, der sich verbindlich entfernte.

Gossée ward noch einmal befragt, der Concierge des Hauses, die Nachbarn. Alles war äußerst unbestimmt.

Dann ward Gossée abgeführt, da man ihn bis zum vollständigen Schluß der Thatbestandaufnahme in Haft belassen wollte.

Der Kommissär war allein. Er blätterte in den Akten und läutete mit einer nervösen Bewegung zwischendurch an. Kurz darauf betraten zwei Herren das Zimmer.

„Sie haben die Szene beobachtet?" fragte der Kommissär. Sie nickten. „Es sind, wie immer, zwei Fälle möglich," fuhr er fort. „Entweder ist der Garçon effektiv beraubt oder er ist Komplice. Die Angelegenheit scheint mir hier bedeutend komplizirt, denn ich lasse mich hängen, wenn der Direktor noch eine Ahnung von den gestohlenen, sehr günstig gestohlenen Papieren des Garçon hatte. Es ist einfach lächerlich, wie wenig Aufmerksamkeit diese Herren der Herkunft der Beamten widmen, die unter Umständen die größten Vertrauensposten haben, oft maßlose Geldbeträge überbringen, abholen, deponiren. Hier die letzten Steckbriefe von [illegible]

. . . unterzog ihn im Gefängnis noch einigen Verhören. Dann war sein Direktor zu ihm gekommen, hatte den ganz Zusammengebrochenen ermuntert, ihn versichert, daß durchaus kein Verdacht auf ihn falle, daß man ihn frei lassen werde und daß er ruhig in seine alte Funktion zurückkehren könne. Die Bank hätte durchaus kein Interesse daran, einen alten und erprobten Beamten in so peinlichen Verhältnissen zu desavouiren, zumal, wie er leise hinzufügte, die Bank durch Versicherung gedeckt sei. (Zwar kostete ihn dieses Lächeln und diese Lüge starke Ueberwindung, doch hatte ihn der Kommissär versichert, daß dies allein ihn eventuell wieder zu der verlorenen Summe brächte.) Er fügte weiter hinzu, die Angelegenheit sei nun soweit geklärt, daß man bestimmte Anhaltspunkte für den Thäter wenigstens besitze. Räthselhaft sei ja Manches, denn weder der Concierge noch irgend ein Bewohner des Hauses 213 Rue St. Jacques habe irgend ein Geräusch gehört oder irgend Jemand Verdächtiges gesehen, und das Zimmer, in dem die Beraubung vor sich gegangen sei, gehöre einem kleinen Angestellten der Kompagnie Singer, der um diese Zeit täglich weg sei. Auf dessen Namen sei die Bestellung erfolgt; der Thäter müsse also in irgendwelchen Beziehungen, wenigstens insofern, als er die Gewohnheiten sowohl der Bank als auch des Angestellten kenne —, zu diesem Herrn stehen und man verfolge auch schon bestimmte Spuren. Auf den Beamten der Kompagnie, der ein kleines Konto auf der Bank hätte, falle natürlich keine Schuld. Sein Alibi sei da, seine Vergangenheit spreche für ihn, was ja bei Gossée natürlich ebenso sei.

So war Gossée hinausgetreten in das Leben und die Freiheit, die er bewegt begrüßte, deren Aroma er mit seinen schmalen Nüstern begierig einsog, und als er die Boulevards nach seiner Wohnung hinaufschritt, verweilten seine Augen lang auf dem spiegelnden Gewoge der Straße und dem Glanz auf den Dächern und Scheiben. Jeden Tag nun that Gossée seinen Dienst, wie er ihn zweieinhalb Jahre ohne Vorwurf und zur Zufriedenheit seiner Chefs verrichtet hatte. Niemand merkte ihm eine Kleinigkeit an: Ob er ahne, daß er kein Glas Wasser in einer Taverne trinken könne, ohne daß sein Gegenüber darüber orientirt war, daß er keine Zeile schrieb, keinen Stiefel anzog, ohne daß es registrirt wurde. Sein Leben lief auf einer schmalen Linie Freiheit, aber auf beiden Seiten klemmten sich Wände mit Widerhaken immer näher an ihn, um etwas von ihm zu erhaschen. Allein: Jean Gossée schlief ausgezeichnet, las an der Gare de Lyon eines Tages den Steckbrief auf seinen Räuber, nahm sein Mahl wie stets. Er ahnte nichts. Die Wände seiner Wohnung waren beiderseits gespickt mit Löchern, die einen Ueberblick nach jeder Ecke gestatteten. Augen stachen zu jeder Zeit, die er sich zu Hause aufhielt, in sein Zimmer. Gossée bewegte sich unbefangen und grenzenlos beruhigt wie ein einsamer Wanderer am Meere.

Mittlerweile waren die Grenzen alarmirt, Razzien in Paris und Marseille fingen Dutzende von Kriminalkarpfen. Alle hatten ein Alibi. Vor Besançon ward ein verdächtiges Auto gesichtet. Hundertzwanzig Automobile durchpflügten die Provinz, rasten mit Uebertempo über die Chausseen, Fallen standen an allen Kreuzungen, ein Haus im Hafenviertel von Marseille ward drei Tage lang belagert, fünf Apachen wurden dabei erschossen, ein Detektiv dazu. Man wollte ein Beispiel statuiren, machte die wüthendsten Anstrengungen. Keiner kam in Frage. Bei Lunéville suchte ein grünlackirtes Auto das eines reichen Industriellen zu rammen und in den Graben zu drängen, wurde aber gestört. Hundertzwanzig hämmernde Maschinen sausten nach Lunéville von allen Seiten zusammen, wie die Wagen der Boulevards auf den Arc de Triomphe stoßen. Die Provinzchausseen tönten von dieser Jagd. Man blockirte die Gegend und fing in dem Grünlackirten drei Gentlemen-Verbrecher, daß sich Herr Lépine erfreut tagelang die Finger leckte. Von den Räubern keine Spur. Die Presse schlug an. Der „Matin" kläffte acht Tage lang, bis ihm das Nationalfest den Mund stopfte. „Das Leben der garçons de recette ist ein Perpendikel, pendelnd zwischen Mißtrauen und Raubmord," schrieb das „Echo de Paris" und warb sozial um die Abonnements der Unterbeamten.

Nichts!

Da ertönten, gedämpft erst vor Wuth, später heftiger und wie in der Schrankenlosigkeit des Gehenlassens Erlösung findend, heftige Schreie Nachts zwischen drei und vier in dem Hause 45 Rue des [illegible]

Zwei Tage noch lag der neue Patient des Spitals unter wilden Schmerzen, ehe man ihn operirte. Er hatte eine so heftige Dosis Morphium gegen den bohrenden Druck im Leib vor seiner Einlieferung genommen, daß man erst das Zurückfluten der narkotisirenden Wirkung abwartete, ehe man den Blinddarm ausschnitt. Während der Operation fiel einem der Assistenten das Gesicht des Patienten auf. Man verglich mit Melzer's Photographie, untersuchte sein Portefeuille, schnitt das Rockfutter auf und fand zwischen dem Umschlag der Hosen fünf Billetts der Bank von Frankreich zu je tausend Francs. Man verglich die Nummern. Es blieb kein Zweifel.

Nun that sich die Szene auf für das lächerlichste Kulturparadox. Melzer, der ein Zimmer der ersten Klasse mit Geranien vor den Fenstern hatte und dem die bestockirten Wände Freude zulächelten, ward das enfant gâté des Spitals. Der Chefarzt besuchte ihn Morgens und Abends, zwischendurch kam der Stationsdoktor, ein Herr mit blauem Pincenez, herrin, drehte an seinem Westenknopf und tätschelte Melzer die Achsel: „Geduld, lieber Herr . . . essen . . . Geduld . . ." Am vierten Tag aß Melzer Hummer und Kaviar, am sechsten Forellen und Chateaubriand à la reine. Man spülte ihm den Bauch täglich aus, die Schwestern kontrollirten die Temperatur Nachts zweistündlich, das Gesicht des Chefarztes hellte sich mit jedem Fallen der Fieberkurve mehr auf. Am zwölften Tage ging er am Arm der Schwester das erste Mal in den Garten, am dreizehnten beglückwünschten ihn die Schwestern, die Assistenten, der Stationsdoktor und der Chefarzt und verhaftete ihn Punkt halb vier Nachmittags mit liebenswürdigem Lächeln ein Beamter der Sicherheitspolizei.

Bei Gossée hatten in seiner Abwesenheit verschiedene Untersuchungen stattgefunden; man hoffte das fehlende Geld bei ihm zu finden, doch es blieb resultatlos, und Gossée, dem die heimliche Haussuchung kaum entgehen konnte, ließ sie sich trotzdem entgehen. Er merkte thatsächlich nichts un. ging mit dem Lächeln der tiefsten Naivität wie mit einem Mauerbrecher durch die fast erdrückenden Wände der Spionage hindurch. Gossée hatte keine Ahnung, daß es ein Spital Tenon in Paris gebe. Niemals sah man ihn in dieser Gegend.

Als man ihn rief und ihm die Verhaftung Melzer's mittheilte, erbleichte er nicht, sondern athmete auf und erklärte bescheiden, daß er zufrieden sei, auf diese Weise den Makel des Mißtrauens von sich abfallen zu sehen.

Der Kommissär lächelte verbindlich, drehte sich plötzlich um und sagte: „Gossée! Die Bank bietet dem Zwanzigtausend, der di: fehlenden Hundertzehntausend beibringt." Gossée verstand nicht. Der Kommissär: „Melzer antwortet überhaupt nur mit Achselzucken, wenn man ihn danach fragt. Ich will ehrlich sein, Gossé! Er sagt: „Setzen wir den Fall, ich hätte sie verloren . . . Verstehen Sie, Gossée?"

Doch Gossée's Kindergesicht war so verwebt vom Staunen, daß man ihn freiließ. Der Kommissär zuckte die Achseln über seine Naivetät. Es war Gossée nicht nachzuweisen. Sogar die Annahme lag nahe, daß Melzer sich nur dort einquartiert hatte, um Gossée's Affairen auszukundschaften. Blieb die Frage nach Gossée's nächtlichem Besuch. Man versuchte einen Bluff . . . Gossée zeigte Zeugnisse, daß er mondsüchtig sei. Die Detektivs hatten ihn in der Zwischenzeit noch öfters mit geschlossenen Augen die Balkongurt entlang turnen sehen. Jedesmal, wenn der Mond aus dem Schornstein des Nachbarhauses wie ein großer, rother Ballon herauswuchs, ward es bei Gossée lebendig. Doch sah man ihn nie im Hemd über die Hausbrüstung balanciren, sondern stets bekleidet mit seinem schwarzen Anzug, dessen Hosen leicht verknittert in den Kniekehlen und dünn gesäumt am Ende waren.

Am siebenundzwanzigsten Tage seiner Verhaftung führte man Gossée zur Konfrontirung mit Melzer, den man wohl nur unbestimmt, aber in letzter Hoffnung in Verwicklungen zu bringen dachte. Das Auto des Untersuchungsrichters fuhr gerade in den Hof ein, und die Insassen, zuletzt Gossée, sprangen heraus, als man Melzer über die Galerie führte. Sein Gesicht wandte sich abwesend und sehnsüchtig nach dem blauen Himmel, den Schauer von kleinen, weißen Wolken überzitterten; als er die kleine Gruppe und Gossée gerade und zufällig zwischen Polizisten erblickte. Er zuckte einen Augenblick zusammen, daß die Wächter lebhafter an den Riemen zogen, die sie ihm um die Handgelenke geschnürt hatten, und an denen sie ihn wie einen guten Hund führten. Melzer war sonst außerordentlich freundlich zu den Beamten, sie drehten sich daher erstaunt zu ihm um, aber die Verwunderung war noch nicht ganz in die Linien ihres Gesichts eingewachsen, da [illegible]

. . . klangen Stimmen . . ., da warf er sich herum, stieß einen Schrei aus, der klang, als hätte eine Wildgans im Röhricht gerufen, lief vor und sprang. Es schien, als laufe er gerade in den leicht geröthelten Himmel hinein. Beim Absprung riß sein Fuß an etwas, streifte wie über eine unsichtbare Schnur, wandte sich ausgleitend herum, und er sauste mit dem Kopf auf den Asphalt des Hofes.

Während Alle, wie von der Wucht des Aufschlages zurückgeworfen, regungslos blieben, riß sich Gossée aus ihrer Mitte und warf sich aufheulend auf den Todten, der kaum entstellt dalag. Man warf ihn zurück, trug Melzer in den Sezirsaal und verhaftete den ganz apathischen Gossée.

Nachdem Gossée vier Wochen im Gefängnis war, erschien er der Liebling aller Wärter. Die Richter und Advokaten, die ihn endlosen Folterungen unterzogen, firnißten ihre Stimmen zu Höflichkeit und Zuspruch vor seiner stillen Demuth und der breite Strom von Anerbieten der Bank sickerte nur noch mitleidig von seinem leidenden Antlitz. Ein Theil der Presse erklärte ihn für den glattesten Schurken, während der andere, in Qualität machend, psychologische Erklärungsanalysen seines seltsamen Verhaltens brachte. Gossée erschien ein Phänomen. Aber: nachzuweisen war ihm keine Spur. Es gab eine zwar noch kleine, aber wachsende Ligue von Opponenten, die seine Zurückhaltung im Gefängnis als ungesetzlich mit Protesten bewarf.

Auffallend, jedoch nur im internen Wesen und allein den Wächtern bekannt, war, daß Gossée, der allen Ansprüchen des Lebens eine ascetische Zurückhaltung entgegenbrachte, eine merkwürdige Neigung für erlesene und diskret parfümirte Crêmen zur Behandlung seines Gesichts beim Rasiren an den Tag legte. Er besaß einen Apparat der präzisesten Zusammenstellung, rasirte sich jeden Tag und lief, wie ein junger Hahn sich blähend, eingeseift in der Zelle auf und ab. Die Wächter lachten, besorgten ihm neue Crêmen, wenn es nöthig war, und als sie eines Abends darüber scherzten, breitete sich ein Plan vor ihnen aus und mit verstecktem Gelächter beobachteten sie am folgenden Morgen, wie Gossée mit einer Crême sich rasirte, der sie eine starke Mischung von einer beißenden Ungezieferseife und Theer beigebracht hatten. Auf Gossée's Wangen wuchs in den nächsten Stunden eine brennende Röthe, die Entzündung lief weiter, gegen Mittag delirirte er und man war gezwungen, den hochgradig Fiebernden, der sich mit Beißen und wüsten Tritten wehrte, in's Lazareth zu tragen. . . . Zwei Wärter hielten ihn.

Da geschah es:

Aus dem abgestreiften Hemd fielen dem Arzt zwei junge kleine Brüste über die Hand.

Jean Gossée war ein Weib.

Nun schnellte die Handlung mit rapider und eleganter Kurve zu ihrem Ausgang, dem Bureau am Pantheon zurück. Jean Gossée, der sich nun Abelle Mendite nannte, legte an der Barriere ein totales Geständnis ab, wo sie ihre erste Rolle gespielt hatte. Sie erklärte, mit einer Ombrelle zerstreute Linien auf dem bestaubten Boden ziehend, daß sie seit drei Jahren die Geliebte Melzer's sei und mit von ihm besorgten Papieren die Anstellung beim Crédit Lyonnais erhalten hätte. Ihr Nacken blendete schmal, als sie lächelnd über jene Scene ihrer Verhaftung und ihres ersten Verhörs hinwegging, während der Kommissär mit dem gepflegten Spitzbart und dem geistreichen Gesicht, die Zähne verbissen, an seine prophetische Vordiagnose des Beraubungsvorgangs dachte und wieder und wieder erbleichte. Abelle Mendite gestand indessen ruhig, daß sie in der betreffenden Nacht dem schreienden Melzer Morphium gebracht und ihm über den Balkon zu fliehen geholfen hatte. Als sie auf ihrem historischen Rückblick an die Scene im Gefängnishof kam, brach sie plötzlich in Schreie aus, die lange Zeit anhielten, und ihre Augen trübten sich wie geistesabwesend.

Man theilte ihr mit, daß wegen verschiedener, mühselig aufgezählter Delikte ein Verfahren gegen sie eingeleitet werde. Doch Abelle lachte nur. Es waren nun schon zwei Wochen, daß man sie durch ihre eigene, von ihrer Herrenrolle bedingte, Rasirkomödie gefangen hatte. Sie wußte, wie in der Zwischenzeit die Presse aufgerauscht war, hörte die Chansons auf sich vom Fenster ihres Gefängnisses und fürchtete sich nicht. Indem sie überdachte, daß ihr Fall das gallische Gemüth trunken machen und diese Suggestion den Richtern auftrumpfen würde, und daß für die neben dem See im Bois de Boulogne vergrabenen Scheine die Bank ihr eine Pension werde zahlen müssen, überflog ihren gestrafften Körper, den ein weinrothes Kostüm umfloß, ein Schauer der Zufriedenheit.

Das heilige Feuer.

Skizze von **Emil Marriot.**

[illegible]

. . . Kameraden hatte er ja genug: alle Plattenbrüder waren seine Freunde. Doch von der übrigen Menschheit, von allen Redlichen, Richtigen, Pflichtgetreuen, Sauberen trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft. Sie waren seine Feinde, wie er ihr Feind war.

Auch seine Mutter und seine Geschwister. Ihr Haus blieb ihm verschlossen. Wenn eine seiner jungen Schwestern ihm an einem einsamen Ort begegnet wäre, hätte sie aufgeschrieen vor Schreck. Seine Mutter hatte er einmal mit dem Messer bedroht. Er war erst siebzehn Jahre alt gewesen damals.

Ein Gegenstand des Abscheus und der Angst für die Seinen, für Alle. Jedermann wich ihm mit Furcht oder Widerwillen aus. Und darauf war er stolz. Er haßte die Bande.

Und jetzt, mit einem Male, brauchten sie ihn? Zum Todtgeschossenwerden war er ihnen also doch gut genug? Er mußte lachen darüber, daß sie ihn riefen und brauchten. Die würden was erleben mit ihm! Und bedauern, daß sie ihn gerufen. . . .

Der Soldatenrock stand ihm gut. Er war überhaupt kein übler Bursche. Und was ihn ganz eigen berührte: sowie er in der Uniform steckte, war es, als wenn er für die Leute ein anderer geworden wäre. Keiner der Kameraden sonderte sich von ihm ab. Und alle Welt sah ihn mit anderen Augen an als früher: mit freundlichen, wohlwollenden Augen. Niemand fragte und forschte nach seiner Vergangenheit. Die Kameraden sprachen vor ihm von ihrem Zuhause, ihren Eltern, ihrer Frau, ihren Lieben; auch von ihrem Beruf. Alle hingen an ihren Leuten, an ihrer Arbeit. Kein Plattenbruder unter den Kameraden; auch keiner, der nach seiner Mutter gestochen. Alle waren fleißige, anständige Menschen und hatten ihre Mutter, ihr: Lieben gern. Und er, der sonst geprahlt mit seiner Schlechtigkeit, stand mit gesenktem Kopf unter ihnen und that den Mund nicht auf. Er wollte sich's nicht eingestehen, aber es war so: er schämte sich vor den Kameraden.

Dann fuhr er mit ihnen hinunter an die serbische Grenze. Auch das war sonderbar. Die Wagen mit Guirlanden, die Mützen mit Blumen geschmückt. Jubelnd zog die tapfere Schaar dem Feind entgegen. Auf jeder Station, wo ihr Zug Halt machte, warteten Menschen, die sie willkommen hießen. Speise und Trank wurden ihnen angeboten. Alle wetteiferten darin, ihnen Liebes zu erweisen. Auch ihm. Er war ihnen kein Feind mehr. Er war ein Krieger wie die anderen. Scheu stand er im Hintergrund. Aber sie entdeckten ihn. Ein reizendes junges Mädchen hielt ihm mit einem Lächeln ohne Furcht Cigaretten hin. Die Kluft zwischen ihm und den anderen hatte sich geschlossen.

Ein harter Dienst war's da unten, reich, überreich an Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren. Er trug's, wie er's die anderen tragen sah. Und er hielt erstaunlich viel aus. Wie oft hatte er in Winterkälte, dürftig bekleidet, mit knurrendem Magen unter einer Brücke genächtigt! In der Erdhöhle, in die er und die Kameraden sich verkrochen, war's wärmer als dort. Es war ihm selten kalt, er klagte nicht, wenn er hungern mußte. Er war an's Frieren und Hungern gewöhnt. Und feig konnte man ihn auch nicht nennen. Er war an's Raufen gewöhnt wie an's Frieren und Hungern. Er ging schneidig in's Zeug. Einmal belobte ihn sein Hauptmann wegen seiner Schneidigkeit. Da schoß ihm das Blut in die Wangen. Es war in seinem Leben die erste Anerkennung, die ihm aus ehrlichem Munde zutheil geworden. Das that so wundersam wohl, daß er hätte heulen mögen.

Einen der Kameraden hatte er besonders lieb. Der war ein Draufgänger wie er, furchtlos und tapfer. Im bürgerlichen Leben ein tüchtiger Schlosser. Und eine alte Mutter hatte der Kamerad, an die er, wenn er nur irgend konnte, ein Brieflein schrieb. „Hast Du keine Mutter mehr?" fragte der einmal. Da sagte er dem Kameraden alles: daß er von Kindheit auf nicht gut gethan; daß er oft im Zuchthaus gesessen; daß er — mit scheu gesenkten Augen stieß er's heraus — nach der Frau, die ihn getragen und geboren, gestochen mit seinem Messer.

„Du sollst wissen, mit wem Du's zu thun hast."

Der Kamerad war zurückgewichen. Dann aber trat er zu ihm hin, legte ihm die Hände auf die Schultern: „Mach's gut. Jetzt kannst Du Alles gutmachen. Die Heimath ist auch unsere Mutter. Und wenn Du der Mutter treu dienst, verzeiht Dir auch die andere."

Und der verlorene Sohn, dem Vaterland und Liebe zur Heimath bloße Worte gewe- [illegible]

„Ja. Im Heldengrab bei den anderen. Und Dein Name wird bei ihren Namen stehen."

Seine brechenden Augen leuchteten noch einmal auf. Die große Zeit, dieses heilige Feuer, das Wunder thut, das aus Lauen Opferfreudige und aus Schlichten, [illegible] Burschen Helden von fast übermenschlicher Größe macht, hatte auch ihn erfaßt, reingebrannt, geadelt. Sein verspieltes Leben war vergessen. Er dachte nur noch an das Ende. Das herrliche Ende.

„Im Heldengrab, bei den Kameraden . . ."

Damit ging er hinüber, der vom heiligen Feuer der großen Zeit zum Helden gewandelte verlorene Sohn.

Ein französischer Schriftsteller gegen die Engländerei.

Der Redakteur des „Figaro", J. Huret, hat seinerzeit die Metallkabelfabriken in Nippes und Leverkusen besucht und dort Folgendes erfahren: „In Deutschland werden diese Kabel erst seit kaum 15 Jahren angefertigt," sagte einer der Direktoren zu mir, „und jetzt haben wir bereits ganze Kabelnetze nach England verkauft, trotz der beträchtlichen Zölle, mit denen man sie belegt hat. . . . Die Engländer sind stehen geblieben; ihre Guttaperchakabel können keine sehr hohe Spannung aushalten. Wir stellen unsere Kabel aus imprägnirten Fasern her, und man kann sie den allerstärksten Strömen aussetzen. Die Engländer sind, wie in so vielem Anderen, auch in dieser Industrie zurückgeblieben. Den Beweis dafür können Sie daraus entnehmen, daß wir vor einiger Zeit die Kabel für Glasgow geliefert haben, und daß London sein ganzes Kabelnetz aus Leverkusen bezogen hat."

Der bekannte französische Redakteur fügt hinzu: „Europa ist nicht mehr auf England angewiesen, wenn es um die Welt herum korrespondiren will! So etwas ist noch nicht dagewesen. Die Engländer hatten den Erdball mit einem Ring aus Kupfer und Guttapercha umschlossen, der sie zum unbeschränkten Gebieter des Welttelegraphenverkehrs gemacht hatte. Diese Oberherrschaft ist dahin, und auch auf diesem Gebiet hat gerade Deutschland das Ende dieser wahrhaft tyrannischen Herrschaft herbeigeführt. . . . Welch eine Lehre von uns, die von England abhängigen Franzosen!" Bezüglich der chemischen Industrie in Deutschland und ihres Wettbewerbes mit England schreibt Huret: „Noch vor 30 Jahren beherrschte England den Weltmarkt in Salzen und Alkalien, und da Deutschland damals nur sehr wenige Gasanstalten besaß, war es genöthigt, seinen Theer aus England zu beziehen. Der Deutsche fand sich jedoch nicht darein, so abhängig von seinem Nachbar zu bleiben. Schon 1886 hatte er 4000 Gasanstalten geschaffen, beschäftigte darin 80,000 Arbeiter und zahlte ihnen 61 Millionen Lohn. Jetzt hat sich das Blatt gewandt. Deutschland steht durch die Liebermann'sche Erfindung an der Spitze in Bezug auf die Fabrikation der Farbstoffe aus Steinkohlentheer nicht nur, sondern nimmt auch in Bezug auf die Herstellung von chemischen und pharmaceutischen Produkten den ersten Platz ein. Es hat auch hier England längst überflügelt."

Das wiederauflebende Dendermonde.

Wie der „Tijd" in Amsterdam gemeldet wird, lebt die schwer beschädigte Stadt Dendermonde allmählich wieder auf. Die Zahl der Einwohner ist schon auf viertausend gestiegen; die kirchlichen und die Zivilbehörden sind zurückgekehrt. Die Eßwaarenhändler machen gute Geschäfte, besonders weil zahlreiche Neugierige die Stadt besuchen. Fast alle Schulen sind schon geöffnet oder werden bald geöffnet werden. Im bischöflichen Kolleg werden schon wieder über zweihundert Schüler unterrichtet. Das Elend, das noch immer herrscht, wurde einigermaßen durch zahlreiche Gaben an Kleidern, Bettzeug und Eßwaaren gemildert. Die Wohnungsverhältnisse sind selbstverständlich noch sehr ungenügend.

Verschickung deutscher Gefangener.

Der französische Senator Berenger führt im Blatt „Action" eine heftige Propaganda für Verwendung deutscher Gefangener zur Entwässerung der Sümpfe, zum Bau von Straßen- und Eisenbahnen. Er verlangt ferner Verschickung „preußischer Monokeljunker" nach Marokko, um ihnen daselbst den Stolz auszutreiben. Der Generalgouverneur Algeriens, Lutand, erwidert im „Temps", daß die Verwendung von Gefangenen in Nordalgier unmöglich sei, weil dort schon 60,000 Arbeitslose vorhanden sind. Daher werden die Gefangenen nach dem äußersten Süden der Kolonie gebracht, wo wegen des Klimas Arbeitskräfte gänzlich fehlen.